

nige wenige Frauen, wo ich „zu Hause“ sein konnte – auch ohne „ausgesprochenen“ oder „praktischen“ Sex. Das heißt eben nicht, daß es kein Thema war – es war und ist Achtung voreinander. Das wäre mein Rezept für alle, die ihre Sexualität zu leben versuchen – in welcher Form auch immer. Die Männer kommen in meiner Geschichte nicht immer gut weg, ist auch nicht meine Absicht. Mein Rezept möge an ihnen nicht vorüberziehen. Was die meisten bis jetzt anzubieten hatten, verdirbt den Brei.

**Hanna Frey**

### **Verwicklungen – Entwicklungen**

Die Geschichte meiner Einstellung zur Sexualität

*Die Erfahrung mit der Entwicklung ihrer Sexualität vom Kleinkind bis in die schon lange bestehende Ehe hinein und welche unselige Rolle die kirchliche Sexualmoral dabei gespielt hat, wird von der Autorin (der Name wurde geändert) so vorgestellt, daß es verständlich ist, warum sie heute zu dieser Kirche in großer Distanz lebt.* red

Was die Eltern in der Nacht im Schlafzimmer tun, macht Angst und ist vermutlich sündhaft. Wenn man im Urlaub heimlich mit einer Freundin nackt badet, ist das zu beichten. Besonders ist zu beichten, wenn man einem Buben aus der Nachbarschaft zeigt, wie Mädchen unten aussehen. Beichtväter interessieren sich für diese Sünden und fragen nach. Im Gebetbuch ist ein Beichtspiegel. Dort steht beim 6. Gebot besonders viel, und was da steht, läßt eine noch verschlossene, aber äußerst interessante Welt von Gedanken, Worten und Werken erahnen.

Es kommt die Pubertät. Man ist noch immer fast unaufgeklärt, der Beichtspiegel wird immer interessanter. Man hört viel von der reinen Jungfrau Maria und vor allem von Maria Goretti, die sich zur Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit sogar ermorden ließ. Dieses tapfere italienische Mädchen wird in Predigten, Jugendstunden und Exerzitien als Vorbild beschworen, und meine Freundin und ich beschließen mit vierzehn, allen künftigen Gefährdungen dieser Art auszuweichen und uns für den einzigen, Richtigen aufzusparen.

Als wirksame Strategie ignorieren wir alle Annäherungsversuche oder schmettern sie mit einem unverfänglichen Thema ab.

Ich verliebe mich heiß und anhaltend in den Kaplan. Es bleibt trotz aller Leiden, aller Lust mein Geheimnis. Ob er etwas davon ahnte? Lange überlege ich, ob das zu beichten sei. Ich beichte dann, daß ich nicht genügend Kraft und sogar nicht genügend Willen habe, eine heimliche Liebe aus meinen Gedanken zu bannen.

Der Einfluß der Kirche ist massiv. Daneben tun sich mir aber langsam auch andere Welten auf, vor allem die Welt der Oper. Da gibt es nicht nur eine Pamina, eine Elisabeth, eine Desdemona, da gibt es auch eine Carmen, eine Mimi, eine Violetta. Und gerade diese ohne Tauschein bedingungslos liebenden Frauen bewegen mich zutiefst. Ihre Sexualität hat nichts mit Sünde zu tun, sondern nur mit Liebe, Leidenschaft und Hingabe.

1953 lerne ich in der katholischen Hochschuljugend meinen Mann kennen. Wir sind beide zwanzig Jahre alt, gläubig, kirchlich engagiert und sexuell unerfahren. Er ist schüchtern, und ich versuche es zunächst mit meiner bisherigen Strategie. So dauert es fast ein Jahr bis zum ersten Kuß, zum Du. Mein Eispanzer ist geschmolzen. Seine Zärtlichkeiten tun mir gut, und gerne käme auch ich ihm mehr entgegen, doch mein Bild im Kopf ist klar: Der Mann ist der Aktive, die Frau muß sich erobern lassen, ist die sich Verschenkende. Dieses Bild wird in Zukunft von der eigenen Lust an der Sexualität immer wieder überrollt werden, bleibt aber ein Hemmschuh – vielleicht bis heute.

Wir erleben unsere Sexualität als heilend, befreiend und voll in unsere gegenseitige Liebe integriert, doch wir fühlen uns auch an die kirchliche Forderung nach vorehelicher Enthaltbarkeit gebunden. Was wir als normal empfinden, was Leib und Seele gut tut, haben wir zu beichten. Wir sind nicht allein mit unseren Gewissenskonflikten. Zwar wird darüber kaum offen diskutiert, doch hier ein verstoßenes Geständnis einer Freundin, dort ein Witz, ein Nebensatz – und dann der Hinweis auf einen Beichtvater, der anders ist. Dieser befreit auch uns von den belastenden Schuldgefühlen. Man darf vor der Ehe alles, nur nicht das Letzte. So bewahre ich mir meine Jungfräulichkeit durch die vier Jahre unserer Beziehung bis zur Ehe. Wir heiraten ei-

nen Tag nach seinem Studienabschluß und ziehen endlich, endlich zusammen.

Wir glauben uns vor Glück am Ende aller Probleme, und doch schlittern wir in neue, schwierigere. Unsere Sexualität zu leben ist Freude, Geschenk – doch mit dem Kalender im Kopf? Wir versuchen es trotz aller Frustrationen ehrlich mit der einzig erlaubten Methode der Empfängnisverhütung und halten uns an die empfängnisfreien Tage nach Knaus-Ogino. Ein Jahr nach der Hochzeit kommt das erste Kind, ein Jahr darauf das zweite. Der Priester, dem ich meine Sorge wegen der offensichtlich bei mir nicht funktionierenden Methode anvertraue, meint: „Wem Gott schenkt ein Häschen, dem schenkt er auch ein Gräschen!“

Es geht uns finanziell schlecht, die Wohnung ist winzig und wir haben Angst vor einer weiteren Schwangerschaft. Abstinenz, die Antwort der Kirche auf das Problem, kann unsere Antwort nicht sein. Unsere Sexualität ist gerade in diesen Zeiten großer Belastung ein starkes Band zwischen uns, sie schenkt Energie zum Durchhalten, Freude und Glück. Und doch ist gerade sie so belastet. Einerseits wollen wir uns nach wie vor an der kirchlichen Sexualmoral orientieren, andererseits beginnen wir mit sehr schlechtem Gewissen, verbotene Verhütungsmittel zu verwenden. In dieser existentiellen Krisensituation wird uns immer deutlicher bewußt, daß wir nur die Wahl zwischen einer gestörten Liebesbeziehung mit all ihren Folgen und dem klaren Hinwegsetzen über kirchliche Verbote haben. Wir übernehmen endgültig allein die Verantwortung für unsere Sexualität, und es beginnt ein langer, oft mühsamer Befreiungsprozeß, der sich für mich später auch auf die gesamte kirchliche Autorität und Lehre ausdehnen wird und der bis heute nicht abgeschlossen ist.

Unsere materielle Situation bessert sich, und wir entscheiden uns für ein drittes und dann noch für ein viertes Kind, das 1966 zur Welt kommt. In Kreisen kirchlich engagierter Freunde diskutieren wir heftig über die kirchliche Sexualmoral der Zukunft. Es herrscht Aufbruchsstimmung, und die „Pillenzyklika“ 1968 ist für viele eine herbe Enttäuschung. Wir gehen schon unseren Weg und fühlen uns durch „Humanae vitae“ nur bestätigt: Die Kirche läßt uns im Stich, sie versteht unsere Situation nicht, will sie

nicht verstehen. Bei diesen Diskussionen geht es neben der Empfängnisverhütung auch um sexuelle Beziehungen neben der Ehe. Einige halten solche Beziehungen für ihre Entwicklung notwendig und können das auch mit ihrem Gewissen vereinbaren. Ich halte nichts davon. Als mir ein im kirchlichen Bereich hoch angesehener Familienvater eindeutige Angebote macht, bin ich verwirrt und greife dann mit Erfolg auf meine Strategie aus Jugendtagen zurück. Bin ich verpöfft? Warum nicht Sexualität auch außerhalb der Ehe leben? In der Theorie gestehe ich es meinem Partner zu, doch wie wäre es in der Praxis? Und ich? Sind Uralt-hemmungen im Spiel? Ich weiß nur, daß ich meinen Partner zutiefst verletzen und gegen meine eigene Geschichte entscheiden würde. Beides will ich nicht.

Zwei Erfahrungen, die meine Sexualität durch die Jahrzehnte begleiten, sind noch nachzutragen. Da ist die für mich zunächst völlig unerwartete Erfahrung, daß Sexualität eine spirituelle Dimension hat. Und dann ist da noch das Grundproblem, daß wir in Krisenzeiten entgegengesetzte Bedürfnisse haben. Er will die sexuelle Begegnung trotz des Konfliktes, um ihn dann leichter lösen zu können. Für mich ist nur denkbar, zuerst den Konflikt zu lösen und mich dann in entspannter Atmosphäre hinzugeben. Aus diesem Dilemma finden wir viele Jahre schlecht heraus und leiden manchmal noch heute darunter.

Die Kinder sollen es leichter haben! Meine Aufklärungsversuche gelingen nicht immer unverkrampft. Ich kaufe ein Buch. Meine erschrockene Reaktion auf das intensive Spiel des Fünfjährigen mit seinem Penis tut mir heute noch leid. Auch die Kinder sind in Jungscharstunden und im Religionsunterricht noch manch rigiden Einflüssen ausgesetzt. Sexualität ist in der Familie kaum ein Gesprächsthema. Und doch! Sie leben in einer anderen Zeit, haben zumindest bemühte Eltern. Sie sind viel freier, natürlicher, experimentierfreudiger als wir. Für mich ist es zunächst nicht ganz einfach, wechselnde Freundschaften nicht zu verurteilen. Doch meine Überzeugung, daß sie ihren eigenen Weg gehen müssen und werden und – um ehrlich zu sein – meine Erleichterung, daß sie nicht homosexuell sind, kommen mir beim Akzeptieren zu Hilfe. Ihre Sexualität

ist Teil ihrer Geschichte, und ich kann ihnen nur von Herzen wünschen, daß für sie ihre persönlichen Erfahrungen Teil eines erfüllten Lebens sein werden.

## Paul+Theo Thonnet

### Vom Kind zum Erwachsenen

Erfahrungen mit der eigenen Sexualität innerhalb einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung

*Im folgenden beschreibt ein psychologischer Berater die Entwicklung eines Mannes und einer Frau, die als leicht Behinderte in einem Heim leben und auf verschiedenen Wegen und Umwegen zu einem persönlichen Umgang mit ihrer Sexualität und ihrer Beziehung gekommen sind. (Die Namen sind geändert.)* red

Die Haustürsprechanlage klickt, und Angela meldet sich. Als sie meinen Namen hört, öffnet sie freundlich und wundert sich über meinen überraschenden, nur kurz telefonisch angekündigten Besuch. In der geräumigen 4-Zimmer-Wohnung mit Bad und großer Wohnküche leben Angela und Franz zusammen mit einem anderen Paar. Stolz zeigen sie mir ihre Privaträume, ein gemütliches Wohnzimmer mit Couchgarnitur, Stereoanlage, Fernseher und Video, mit geschmackvoller Lampe, Bildern und Sideboards, ein Schlafzimmer, einladend und funktional.

Seit zwei Jahren wohnen sie hier mitten in der Stadt als Paar. Das Zusammenleben mit dem anderen Paar gestaltet sich schwierig und hat zu einem Nebeneinanderherleben geführt. Für Franz ist dies ein wesentlicher Grund, eine Veränderung dahingehend anzustreben, eine eigene Wohnung nur für sich und seine Partnerin zu suchen. Angela stimmt ihm unumwunden zu.

Der Weg für Angela und Franz bis zum heutigen Tag war nicht einfach. Er ist auf weiten Strecken typisch für Erfahrungen mit dem eigenen Erwachsenwerden innerhalb einer „Anstalt“, hat aber auch seine ganz individuelle Färbung.

Meinem Anliegen, mit ihnen über ihre Erfahrungen mit Sexualität und Erwachsenwerden zu sprechen, stößt erwartungsgemäß

zunächst auf vorsichtiges Nachfragen über Anonymität und genauere inhaltliche Ausführungen. Nachdem ich ihnen Sinn und Zweck erläutert habe und ihnen durch Namensänderung Diskretion zugesichert habe, finden sie schließlich den Mut, über ihre Erfahrungen mit mir zu sprechen. Ich mache mir über ihre Erfahrungen Notizen, verfasse einen Bericht, den beide zur Veröffentlichung bestätigen. Letztlich halten sie ihre Erfahrungen für wichtiger, als wenn ich theoretisch über Sexualität im Heim berichtete. Damit ist die Tür geöffnet für den ersten Lebensabschnitt.

### Kindheit

Angela, Jahrgang 1959, und Franz, Jahrgang 1958, kommen beide mit neun Jahren aus ihrer Ursprungsfamilie in die „Heil- und Pflegeanstalt“. Franz wird vom Vater gebracht und kommt zunächst in eine Wohngruppe mit weiteren 16 Buben im Alter von neun bis zehn Jahren. Eine Ordensschwester nimmt ihn auf. Sie leitet die Gruppe. Zu dieser Zeit liegt die Pflege, Betreuung und Förderung fast ausschließlich in den Händen von Ordensfrauen. Franz bekommt einen Schlafplatz in einem Schlafräum mit zwölf Betten, von Intimität keine Spur. Der Neunjährige nimmt davon aber selbst wenig wahr. Eisenbetten, dreiteilige Matratzen und Stockbetten sind für ihn nichts Besonderes. Er fühlt sich wohl und o. k. Nach etwa einem Monat kommt er in die Heimsonderschule, die er ca. acht Jahre besucht und mit einem Abgangszeugnis frühzeitig verläßt. Am stärksten sind für ihn die Erinnerungen an die Gebetszeiten, die Kontrolle beim Waschen der Hände, der Nägel, Ohren, Haare, letztere wurden „ziemlich kurz“ gehalten.

Sexualität spielte, so Franz, zu dieser Zeit eigentlich keine Rolle. Auf Nachfrage erinnert er sich jedoch, daß sie als Buben in der Badehose duschen mußten, und daß es quasi verboten war, die Hände in die Hosentaschen zu stecken. Auch „durfte man keine Frau anlangen oder streicheln“. Beiden Verhaltensweisen wurde eine Unsittlichkeit (unkeusch) zugeschrieben, welche teilweise mit drastischen Strafen wie Zellenarrest und anderem belegt wurden. Auch mußten die Kinder „solches Tun“ beichten. Überhaupt war Sexualität, abgesehen von solch negativen Reaktionen, kein Thema, auch nicht in der Schule.